

Predigt über Lk 9, 57-62 anlässlich des 200. Geburtstag von Gustav Werner

Sonntag Okuli, 15.03.09 Lustnau und Bebenhausen, Pfarrerin Dorothee Schad

Und als sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wohin Du gehst. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester. Aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege. Und er sprach zu einem anderen: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehge und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes! Und ein anderer sprach: Herr ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir zuvor, dass ich Abschied nehme von denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.

Liebe Gemeinde,

„ich denke nicht, dass ich besonders geschickt bin zum Reich Gottes“, hat einer mal mit Blick auf diesen Predigttext geschrieben, „denn ich hänge an Haus und Garten, komme nicht los von meiner Familie, gebe meinen Beruf nicht auf, schätze meine Sicherheit ... ich halte mich freilich nicht für einen Sonderfall.“

Ein andere bestätigt das: „Ja, als ich jung war, da kannte ich keine Kompromisse, es gab für mich nur „alles oder nichts“! Doch jetzt bin ich froh, an einem Ort angekommen zu sein, äußerlich und innerlich. Auch will ich von den Meinen nie ohne Abschied weggehen und meine Toten möchte ich begraben. Und ich schaue auch immer wieder gern zurück, um zu verstehen, wie alles gekommen ist und was ich Gutes erfahren habe. Wenn gefordert ist, was dieser Text sagt, dann will ich gar nicht geschickt sein zum Reich Gottes!“

Vielleicht denken Sie auch so. Beim ersten Hören klingt Text nicht gerade einladend und werbend für das Reich Gottes. Er hört sich eher wie eine Warnung vor dem dort aufgezeigten Weg an: der Menschensohn hat keine Bleibe und ist nirgends daheim. Und er fordert, Angehörige ohne Abschied zu verlassen, also Bindungen radikal abzuschneiden, ja auch die Toten sich selbst zu überlassen, also der Trauer über den Verlust keinen Raum zu geben. Das klingt ziemlich radikal, was da gefordert wird.

Und Radikalität ist meistens nicht Lebensdienlich! Radikalität führt eher zu einer Art Tunnelblick. So hat auch der junge Amokläufer nicht nach rechts oder links gesehen, Menschen nicht beachtet, noch was er auslöst. Er ist radikal einen irrwitzigen Weg gegangen ohne Rücksicht auf Verluste, sogar ohne Rücksicht auf sich selbst. Hat er in der Schule, in unserem Land keine Geborgenheit und Heimat gefunden? Warum ist er losgezogen ohne von den Seinen Abschied zu nehmen? Lag seine Hand an einem Pflug auf dem Acker der Verzweiflung oder der Gewalt? Wohin hat er gesehen? Welcher Stimme folgt ein Mensch, wenn er auf diese Weise radikal wird?

Im Predigttext ist zumindest klar, wessen Stimme zu hören ist, nämlich die des Menschensohns, also die Stimme dessen, der seine Existenz und seinen Weg ganz und gar in Gott und seiner Liebe gründet, der allein *nach dem Reich Gottes zu trachten* – und: *stets auf den Herrn zu sehen*. Ist das ein radikales Ansinnen?

Geht es bei seinem Ruf um die Radikalität der Wandergemeinschaft der ersten Jünger, die heute so nicht mehr gelten kann? Oder um die grundsätzliche Forderung des Verzichts um des Seelenheils willen?

Oder kann auch pure Not Menschen dazu bringen, radikal zu werden, also alles auf eine Karte zu setzen? Etwa wenn man nur noch die Alternative hat, entweder in der Versklavung durch die Armut unterzugehen oder aber im Vertrauen auf Gottes Fürsorge Kraft und Mut für den Tag zu bekommen. Ich sehe als Hintergrund von Jesu Rede eher letzteres. Das klingt auch in der Schriftlesung an: *Fragt nicht danach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt ... Trachtet vielmehr nach seinem Reich, so wird euch das alles zufallen.* So ist der Text kein religiöses Gebot des Verzichts, sondern eine Einladung auch angesichts großer Not und bedrängender Verhältnisse vor allem nach Gott und nach seinem Reich zu fragen.

Einer, der angesichts von bitterster Not in seiner Zeit vor allem anderen nach dem Reich Gottes gefragt hat, das war Gustav Werner, dessen 200. Geburtstag wir in dieser Woche auch gefeiert haben. Damals, im 19. Jahrhundert, herrschte in Württemberg große Armut und Hungersnot: Kleinbauern, nach Aufhebung der Leibeigenschaft der Realteilung unterworfen, waren auf Grund hoher Ablösesummen und infolge der Kartoffelkrankheit von Konkurs bedroht, Handwerker gerieten angesichts der aufkommenden Industrialisierung in die Verarmung, das Königreich befand sich in den vierziger Jahren in einer tiefen Wirtschaftskrise, denn das heimische Gewerbe war vor meist illegalen Importen nicht geschützt – und viele von denen, die arbeitsfähig und leistungsstark waren, wanderten aus. Damit soll nur andeutungsweise aufgezeigt sein, welche bittere Not damals hier bei uns herrschte. Und wie immer in solchen Zeiten traf die Armut auch damals besonders Kinder und Jugendliche, sei es, dass ihre Eltern gestorben oder ausgewandert waren und sie als Straßenkinder zurückblieben, sei es, dass die Eltern zu arm waren, um für genug Brot geschweige denn für Bildung zu sorgen. Die Armenpflege war zwar Aufgabe der einzelnen Gemeinde, aber vielerorts waren die Kassen leer. Ja, Gustav Werner kam in einer Zeit bitterster Not auf die Welt.

Und er sah die Not – und sah sich berufen, mit Liebe und Gerechtigkeit gegen sie vorzugehen und so dem Reich Gottes Raum zu schaffen. Schon als Pfarrvikar in Walddorf predigte er die tätige Liebe als Ausdruck des Glaubens. Und er lebte, was er predigte: Er gab Kindern ein Zuhause und gründete Kleinkinderschulen – vergleichbar mit unseren Kindergärten - und Industrieschulen, in der ältere Kinder Handarbeiten lernten, die in der damaligen Heimindustrie gefragt waren. Er war überzeugt: Kindern Heimat zu geben und ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen ist strukturell notwendig, um der Armut Abhilfe zu schaffen. Ab 1840 entstand von Reutlingen aus ein sich weit verzweigendes Werk mit Rettungshäusern. Und wenige Jahre später gründete er – auch um weitere Ausbildungsplätze zu schaffen - verschiedene Fabriken. Was das für die einzelnen Jugendlichen bedeutete, zeigt die Geschichte von Wilhelm Maybach: dieser kam als 10jähriges Waisenkind zu Gustav Werner. Der erkannte seine technische Begabung und ließ ihn in seiner Werkzeugfabrik eine Ausbildung zum technischen Zeichner machen. In dieser Fabrik traf Maybach den damaligen Werkstattdirektor, Gottlieb Daimler. Von da an arbeiteten die beiden zusammen und schrieben Autogeschichte. Denn es war Wilhelm Maybach, der 1900 den ersten Mercedes konstruiert hatte. Was wäre ohne Gustav Werner und sein Werk aus ihm geworden? Wäre er auf der Straße verwahrlost? Oder gar radikal geworden?

Freilich war Gustav Werner in großem Maße auf Hilfe anderer angewiesen, zum auf Spenden, vor allem aber auf Menschen, die mitarbeiteten. Beides gewann er durch seine Predigten, die er an vielen Orten im Land hielt. Auch nach Lustnau und nach Bebenhausen kam er regelmäßig.

Zu Beginn waren es vor allem Frauen, die zur Mitarbeit bereit waren. Sie wurden Hausgenossinnen genannt. Die Predigt Gustav Werners erlebten sie als Ruf in die Nachfolge - ähnlich wie es der Predigttext beschreibt. So berichtet eine von ihnen, Nane Merkh, rückblickend: „ich ging am 21. November 1852 aus meinem Vaterland und meiner Freundschaft, weder freudig noch traurig, ich war wie gefühllos und hatte nur den ganz bestimmten Eindruck: das sei der Weg, den ich müsse gehen und weder rückwärts- und vorwärts sehen, weder zur Rechten noch zur Linken.“ „Gottes Hand hat uns herausgeholt mitten aus der Welt, aus Familien und Verhältnissen heraus, ... und uns ausgeführt und zum Dienst an den Armen und Kleinen berufen.“

Diesem Ruf gefolgt zu sein bedeutete, ganz dem Reich Gottes zu dienen, mit ganzem Vermögen, mit aller Kraft, ohne Lohn, aber unter Übernahme aller sozialen und wirtschaftliche Konsequenzen, die damit verbunden waren. Die meisten, die mit Gustav Werner arbeiteten, kam selbst aus einfachen Verhältnissen, wussten aus eigener Erfahrung, was Armut ist. Und sie wollten „die ihnen anvertrauten Gaben (ihre ganz Kraft und ggf. ihr Vermögen) zum Wohl ihrer Nebenmenschen verwenden und betrachten sich als Haushalter und nicht als Eigentümer, des ihnen anvertrauten Pfundes“. Gustav Werner war überzeugt: wo die „Fürsorge für den leidenden Teil der Gesellschaft“ als wichtigste Aufgabe erkannt wird, sei ein „bedeutungsvoller Anfang zur Offenbarung des Gottesreiches“ gemacht. Und wo dieser „Dienst der Liebe und Gerechtigkeit“ geschieht, sei sein Reich „unter den Menschen zur Herrschaft erhoben“.

So wurde in seinem Werk manche Not behoben. Dabei bediente man sich durchaus der neuesten Erkenntnissen und Produktionsmethoden. Neue Anbaumethoden führten zu einer deutlichen Steigerung der Ernteerträge. Neben den bekannten Schulen gab es erstmals besondere Lehrlingswerkstätten und -kurse. Neben Strickwarengeschäften und traditionellen Handwerkstätten wurden moderne Fabriken aufgebaut. Denn das Reich Gottes musste „in alle gesellschaftlichen Verhältnisse eingeführt werden“. Gott sollte auch im Maschinensaal herrschen, damit die Fabriken nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit gestaltet werden. Mit großem Gottvertrauen und ohne Kapital erwarb er vieles und baute Fabriken. Darüber geriet er wirtschaftlich dann aber in eine sehr schwierige Lage. Nur durch die Unterstützung von Freunden – sogar aus dem Königshaus - kam das Werk wieder in eine stabile Lage.

Während der Bauzeit einer der Fabriken gab Gustav Werner zu: „Wenn ich die geistigen und materiellen Mittel meines Hause mit der Vernunft abwog, so war dies Unternehmen vermessen, ja wahnsinnig zu nennen.“ Doch das Aufgeben wäre „mir als ein geistiger Rückschritt erschienen, und ich wäre mir vorgekommen wie einer, der die Hand an den Pflug legt und sie im Blick auf die bevorstehenden Mühen wieder zurückzieht und demnach nicht geschickt ist zum Reich Gottes.“ Um für das Reich Gottes geschickt zu sein, verlangte er von sich selbst, den Einsatz aller seiner Kräfte und von seiner Hausgenossinnen und Hausgenossen auch.

Denn er sah auf seiner Gemeinde die volle Beweislast dafür liegen, dass Christus als Herr und König seine Herrschaft antritt. Kein Wunder, dass dieses Denken bei ihm auch große Ängste hervorrief, weil eben nicht alles so vollkommen war, wie es seiner Meinung nach sein musste. So er trieb seine Hausgenossinnen und Hausgenossen zu immer größerer Hingabe und Vollkommenheit an. Gegen Ende seines Lebens wurde die Angst immer drängender, die Gemeinde könne das Ziel – das Reich Gottes zu realisieren - zu seinen Lebzeiten nicht mehr erreichen.

Dabei hatten doch schon tausende Kinder Geborgenheit und Schulbildung erhalten, Lehrlinge waren durch eine Ausbildung befähigt worden, für sich selber zu sorgen, Arbeiter hatten Beschäftigung in Fabriken gefunden, in denen erste Sozialleistungen eingeführt waren, und viele Menschen erfuhren sich als anerkannt und wichtig, weil sie mit ihren Gaben am Ganzen mitwirken konnten, selbst wenn sie sogenannte „halbe Kräfte“ waren, also Menschen mit eingeschränktem Leistungsvermögen. All das war damals nicht selbstverständlich. Und das alles war nur geschehen, weil Gustav Werner und die Seinen ihre Hand an den Pflug gelegt und nicht zurück geschaut haben. Weil sie ganz im Dienst der tätigen Nächstenliebe gelebt haben, kein „ja, aber“ kannten und selbst familiäre Bindungen hinten angestellt haben. Weil sie Jesus Ruf auf diese Weise gefolgt waren

Bei aller Anerkennung der Leistungen von Gustav Werner und seiner Hausgenossinnen und Hausgenossen, stellt sich und heute doch die Frage, ob diese Form der Nachfolge für uns ein Vorbild ist. Empfinden wir diese Form der Nachfolge nicht viel mehr als Überforderung? Befremdet uns diese vollständige Hingabe nicht eher? Anders gefragt: ist das Reich Gottes „totalitär“, weil es totale Hingabe fordert?

Liebe Gemeinde

ich denke, jede Zeit, jede Situation muss ihre Antwort finden, wie sie in der Nachfolge Jesu lebt. Auch weil die Nöte einer Zeit jeweils andere sind. Der Predigttext gibt auf jeden Fall keine allgemein gültigen ethischen Anweisungen so nach dem Motto, wer nachfolgen will, hat genau dieses zu tun oder jene Verpflichtung zu erfüllen. Er lenkt vielmehr unseren Blick in die bestimmte Richtung. So wie der Sonntag Okuli erinnert er uns daran, *unsere Augen stets auf den Herrn sehen* sollen.

Was das in konkreten Situationen bedeuten kann, führt Jesus dann gegenüber den dreien aus, die mit ihm auf dem Weg nach Jerusalem sind.

Der erste, der von sich aus zu Jesus sagt: ich will dir nachfolgen, bekommt zu hören: *der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege*. Damit stellt Jesus dem blauäugigen Ansinnen, aus eigener Kraft nachfolgen zu können, ernüchternd gegenüber, dass sich niemand auf die eigene Glaubensstärke verlassen kann. Denn Nachfolge ist keine Sache der Selbstsicherheit, sondern der Gewissheit des Glaubens, die Gott einem ins Herz legt. Und wenn Jesus von seiner Heimatlosigkeit spricht, meint das, dass er in Gott allein Geborgenheit findet, dass sein Zuhause die Zukunft Gottes ist. So auf Gott zu sehen aber macht frei, von sich abzusehen und für andere da zu sein, wo es Not tut.

Und dann ist da einer, den Jesus ruft. Und er antwortet ja, ich will mitgehen, aber ich will zuvor noch meinen Vater begraben, also tun, was nicht nur Tradition und Sitte, sondern damals auch religiöse Pflicht vorgibt. Dem sagt Jesus: *lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!* Das meint: Nur wer sein Herz an Gott hängt und offen ist für Gottes Kommen und eben nicht an der Tradition welcher Machart auch immer hängt, kann das Reich Gottes verkündigen. Das Reich Gottes verkündigen bedeutet nämlich, nicht mehr dem Tod den Tribut zollen zu müssen, sondern von Gott das Leben zu erwarten. Eben weil mit Jesu Wort und Wirken das Reich Gottes schon mitten unter uns ist, und mit seiner Auferstehung auch der Tod es nicht mehr zerstören kann. Denn das Reich Gottes ist Gottes Gabe und nicht der Ertrag unserer Leistung. Eine Gabe freilich, die praktische Folgen bei uns herlocken will, etwa einander in Liebe und Gerechtigkeit zu begegnen, füreinander einzustehen und Verantwortung zu übernehmen.

Und dann ist da ein dritter auf dem Weg. Auch er will nachfolgen, kann aber nicht wirklich loslassen, sieht noch mehr die, die er verlassen wird. Der hört aus Jesu Mund: *wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes*. Dabei mögen die krumm geratenen Ackerfurchen das kleinere Problem des Rückblickens sein. Schlimmer scheint mir, dass der Pflügende, der ja selber mitsamt dem Pflug gezogen wird, den aus dem Blick verliert, der zieht, und dann vielleicht bei etwas verharrt, was hinten liegt. Dabei ist die Gefahr groß zu stolpern oder hinzufallen. Wie oft bindet uns etwas, wenn wir hinter uns sehen, und wir verlieren dann den aus den Augen, der uns zieht, damit auch bei uns Frucht wächst.

Nachfolge bedeutet, mit großer innerer Freiheit zu leben, gebunden nur an den, der einen gerufen hat. Und dann ohne ermüdende „ja, aber“ los zu gehen, wenn man erkannt hat, was zu tun ist. Oder anders formuliert, das Herz an Gott zu hängen und die Augen auf sein Reich Gottes zu richten, auf seine lebensschaffende und heilsame Gegenwart. Und mit diesem Blick zu handeln. Was dann jeweils konkret zu tun ist auf dem Weg der Nachfolge, das bestimmt die Not der jeweiligen Situation und Zeit. So stellt sich etwa angesichts der Not der vergangenen Tage die Frage: wie kann denen geholfen werden, die von diesem Ereignis ganz unmittelbar getroffen sind? Den Eltern, Angehörigen und Lehrkräften, aber auch den vielen Schülerinnen und Schülern, die zutiefst verunsichert wurden? Und dann: was können wir tun, damit Kinder und Jugendliche nicht so verzweifeln oder ausrasten wie der Amokläufer von Winnenden? Und weiter ist vielleicht zu fragen: Sorgen wir in unserem Ort dafür, dass alle Beachtung und Achtung erleben? Dass Menschen in unserer Mitte nicht seelisch oder geistig verhungern? Dass Jugendliche die Chance bekommen, ihre Gaben zu entfalten und ihren Platz in unserer Gesellschaft finden? Diese und andere Fragen gilt es zu stellen mit Blick auf den, der sein Reich mitten unter uns aufgerichtet hat. Dabei ist der Blick auf ihn hilfreicher als der Blick auf uns selber. Denn wo wir auf uns sehen, geschieht es, dass wir uns etwas vormachen uns über selbst oder über unser Versagen verzweifeln. Beides gibt keine Orientierung und auch keinen Trost, besonders nicht in Zeiten der Not. Und auch der Blick auf die Erkenntnis, nicht genug getan zu haben, um dem Reich Gottes Raum zu schaffen, was ja Gustav Werner immer wieder gequält hat, kann zu einer Art Tunnelblick führen. Demgegenüber gründet die Freiheit, auch die Freiheit zum Tun, darin, *stets auf den Herrn zu sehen*. Denn seit Jesus hinaufgezogen ist nach Jerusalem, können wir gewiss sein, dass Gott uns mit anderen Augen ansieht. Und deshalb auch singen: *Sieh nicht an, was du selber bist mit deiner Schuld und Schwäche, sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche*. Amen.

Lied: 539, 1-3 Sieh nicht an, was du selber bist